

Einleitung

Rassismus wird unterschiedlich definiert. Das gilt für die Bedeutung wie für die Geltungsdauer seines Begriffs. Dabei überwiegen Konzepte, die ihn an die Kategorie Rasse koppeln. Die wurde bis vor kurzem als Erscheinung der Moderne verstanden und mit Kolonialismus, Kapitalismus und Sklaverei verbunden. Mittlerweile findet sich ihr Begriffshorizont aber immer häufiger ausgeweitet.

Demnach soll es nicht nur bei den alten Griechen, sondern auch in nichteuropäischen Kulturkreisen weit zurückreichende Vorstellungen von rassischen Unterschieden gegeben haben. »Langlebige und tiefgreifende Elemente des Rassedenkens« hätten »über Jahrtausende hinweg« existiert (Law 2010, 3). Diese Auffassung kann allerdings nur zutreffen, wenn das in der Kategorie Rasse enthaltene biologische Element als essentiell betrachtet und davon ausgegangen wird, dass die Menschheit schon immer dazu neigte, körperliche Unterschiede zum Kriterium diskriminierender Gruppeneinteilungen zu machen.

Solche Überlegungen werden gegenwärtig wieder verstärkt vertreten. Nachdem »Rassen« eine Zeitlang vor allem als soziale Konstruktionen begriffen und damit naturalistische Vorstellungen zurückgedrängt wurden, mehren sich inzwischen die Stimmen, die für eine Verbindung von Biologie und Soziologie plädieren. Sie beziehen sich auf einen kognitiven Biologismus, mit dem »Mutter Natur« (Machery/Faucher 2005, 1213) die Anpassungsmöglichkeiten der Menschen an ihre jeweiligen Ethnien ermöglicht hätte. Oder sie behaupten, biologischer Realismus und sozialer Konstruktivismus müssten in der Rasenfrage nicht unvereinbar sein (Andreasen 2000).

Diese Tendenz gibt es auch im Rahmen der deutschsprachigen kritischen Weißseinsforschung. Dort wird der Rassismusbegriff gleichzeitig analytisch eingeengt (insofern er sich nur auf das Handeln von ›Weißen‹ beziehen könnte) und unhistorisch verallgemeinert (indem ›Weißsein‹ teils bis in die Antike zurückdatiert wird, in jedem Fall aber seit dem europäischen Mittelalter und der frühen Neuzeit existieren soll). Der langwierige und komplizierte Prozess der Herausbildung weißer Vorherrschaft (vgl. Hund 2017) wird auf diese Weise ausgeblendet und andere Formen des Rassismus geraten gar nicht erst in den Blick.

Auch wenn dabei erklärt wird, dass ›Weißsein‹ eine soziale Kategorie wäre, unterläuft die transhistorische Perspektive diese Beteuerung und leistet auf Körper und Hautfarben bezogenen Naturalisierungstendenzen Vorschub. Hinzu kommt häufig, was der US-amerikanische Soziologe Rogers Brubaker (2017) »epistemologisches Insidertum« genannt hat: »die Überzeugung, dass Identität jemanden dazu qualifiziert oder disqualifiziert, [...] über ein bestimmtes Thema zu schreiben« oder zu sprechen.

Dabei muss daran erinnert werden, dass ›Rassismus‹ sich erst als Begriff durchsetzte, als die Nazis unterschiedliche Mixturen aus arischem, germanischem und nordischem Mythos nutzen wollten, um die Deutschen an die Spitze der weißen Rasse zu definieren. In Frankreich sprach der Historiker Edmond Vermeil in diesem Kontext vom »racisme allemand« (1939). In den USA erklärte die Ethnologin Ruth Benedict (1940) ›Rasse‹ zum legitimen Forschungsfeld und ›Rassismus‹ zur böswilligen (vor allem deutschen) Ideologie. In Deutschland selbst benutzte der sozialdemokratische Biologe Hugo Iltis (1929, 12) den Begriff in vergleichbarer Absicht. Allerdings setzte er dabei auf eine weite Vorstellung von Rassismus, die sowohl Antisemitismus als auch Kolonialrassismus einbezog (vgl. Hund 2015a).

›Rassismus‹ diente aber auch als Selbstbezeichnung. So gründete der antisemitische faschistische Agitator Robert Ke-

tels 1935 in Belgien einen Verlag mit dem Namen ›Le Racisme Paneuropéen‹ und hoffte auf die Bildung einer »parti raciste« (Saerens 2014). In Italien erschien 1938 das Gründungsdokument des offiziellen Staatsrassismus unter dem Titel ›Razzismo Italiano‹, und Julius Evola feierte wenig später »razzismo« als Potenzierung von »nazionalismo« (Cassata 2008).

In Deutschland enthielt Meyers Lexikon (1942, 78) ein eigenes Stichwort ›Rassismus‹. Die Bezeichnung sei »urspr[ünglich] Schlagwort des demokr[atisch]-jüd[ischen] Weltkampfes gegen die völkischen Erneuerungsbewegungen« gewesen und hätte dazu gedient, »ihre Träger als ›Rassisten‹ zu verleumden«. Abschließend hieß es: »Heute wird in manchen Ländern das Wort R[assismus] allgemein auch in zustimmendem Sinne gebraucht«.

Gleichzeitig wurde der Begriff Rasse zur Bezeichnung einer eigenen widerständigen Identität genutzt. In den USA setzte die ›Harlem Renaissance‹ der diskriminierenden ›one-drop-rule‹, der gemäß schon ein Tropfen ›nichtweißen Blutes‹ zum Ausschluss aus der ›weißen Rasse‹ führte, das Konzept eines authentischen Schwarzseins entgegen. Auch in anderen kolonial geprägten Kontexten rückten Panafrikanismus, Négritude oder Rastafaribewegung ›Blackness‹ ins Zentrum ihres Selbstverständnisses (Marable/Agard-Jones 2008).

Das Rassismuskonzept bot sich also Mitte des 20. Jahrhunderts weder als einziges noch als unproblematisches Instrument der Kritik an. Es ist in sozialpolitischen und wissenschaftlichen Auseinandersetzungen auch deswegen umstritten geblieben, weil es von Anfang an als wohlfeiles Mittel der Entlastung genutzt wurde. Durch die Trennung von ›seriösem‹ Rassendenken und ›tendenziösem‹ Rassismus sollten große Teile der Rassenphilosophie der Aufklärung und ihrer anschließenden anthropologischen Weiterentwicklung der Kritik entzogen und Rassismus als rein konservatives bis reaktionäres Projekt dargestellt werden. Das ideologische Rauschen dieser These lässt sich noch in heutigen Darstellungen wiederfinden, wenn sie

einerseits (wie etwa Geulen 2007, 59, 74) Immanuel Kant zu einem Theoretiker stilisieren, der vor der »irrationalen Ausweitung« des Rassenbegriffs gewarnt hätte, und andererseits gern und häufig einen reaktionären Autor wie Joseph Arthur de Gobineau zu »eine[m] der wichtigsten Begründer des modernen Rassismus« erklären.

Außerdem wurde die Entwicklung eines kritischen Rassismuskonzepts auch von Debatten um den Status des Rassenbegriffs und das Verhältnis von Klasse und Rasse innerhalb des linken rassismustheoretischen Spektrums geprägt. Dabei rückte die Frage nach dem Primat von Klasse oder Rasse ins Zentrum der Diskussion. In beiden Fällen fehlte häufig eine historische Aufarbeitung der Rassismusproblematik.

Noch zu Beginn des 21. Jahrhunderts beschrieb in den USA der schwarze Philosoph Charles W. Mills (2003, 148) das sozialpolitische Umfeld als gleichzeitig ›marxistisch‹ (wegen der fortdauernden kapitalistischen Durchdringung der Weltökonomie, auf die Marx' Analysen nach wie vor die Antwort lieferten), ›post-marxistisch‹ (angesichts der theoretischen wie politischen Delegitimation des orthodoxen Marxismus wie des sowjetischen Kommunismus) und ›prä-marxistisch‹ (weil immer noch ein bislang nicht exorziertes Gespenst umginge, mit dem sich der Marxismus nur unzureichend beschäftigt hätte: »das europäische Gespenst, das wir unter dem Namen Rasse kennen«).

Schon zuvor gab es in Großbritannien eine massive Auseinandersetzung zwischen Paul Gilroy (damals Doktorand bei Stuart Hall) und Robert Miles (damals Lecturer an der Universität Glasgow) (vgl. Virdee 2010). Dabei ging es nicht zuletzt um das Verhältnis von ›Klasse‹ und ›Rasse‹. Gilroy bezeichnete Miles Position als »soziologistischen Pseudomarxismus« (1982, 281), stellte »schwarzen Widerstand« einem »weißen Rassismus« gegenüber und erklärte ›Rasse‹ zur zentralen analytischen Kategorie (1987, 247). Miles wiederum sah bei Gilroy »eine unkritische [...] Verdinglichung des Begriffs ›Rasse‹« und behauptete, dieser betreibe eine »Rassifizierung sozialer Phänome-

ne«, die »faktisch auf eine Theorie des Klassenkampfes zugunsten dessen, was einst ›Rassenkampf‹ genannt wurde, verzichtet« (1990, 168 f.).

In der politisch aufgeladenen Debatte ging ein zentrales Element mehr oder weniger unter: Miles Plädoyer dafür, die »begriffliche Verbindung zwischen Rassismus und ›Rassen-Diskurs aufzubrechen« (1991, 93). Obwohl es ideologiekritisch verkürzt war, verwies es auf ein zentrales Defizit des Rassiskonzepts, das nur einen Ausschnitt der Funktionsweise von Rassismus beleuchtet. Wo es zur ausschließlichen Grundlage der Rassismusanalyse wird, bleibt diese theoretisch verkürzt und politisch einseitig.

Beides schlägt sich in der Vernachlässigung von Rassismen nieder, die überwiegend nicht rassenbezogen argumentieren. Ein Prüfstein dafür ist der Umgang mit der langen Geschichte des Antisemitismus, der in vielen Rassismusanalysen nur als moderner Rassenantisemitismus vorkommt. Das gilt selbst für Miles, der dem Thema erst in der zweiten Auflage seiner Einführung zum Thema Rassismus ein eigenes Kapitel widmete. Darin wird zudem behauptet, dass während der Phase des »religiösen Antijudaismus [...] eine jüdische Person immer zum Christentum konvertieren konnte« und dass der »›rassisch‹ ausgedrückte säkulare Antisemitismus sich nicht aus dem religiösen Antijudaismus entwickelt« habe (Miles/Brown 2003, 31).

Étienne Balibar (1990, 32) ist hier einen entscheidenden Schritt weiter gegangen. Für ihn ist Antisemitismus »immer schon« ein »kulturalistischer Rassismus« gewesen, der nicht auf körperliche, sondern auf kulturelle Differenzen gesetzt habe. Obwohl Balibar der historischen Dimension dieses Zusammenhangs nicht nachgeht, verweist seine Perspektive auf unterschiedliche Modi rassistischer Diskriminierung. Wenn der Antisemitismus die überwiegende Zeit seiner Dauer nicht dem Rassenkonzept unterworfen war: welche Muster der Ausgrenzung und Herabminderung haben ihn (und andere Rassismen) dann geprägt und was bedeutet das für die Rassismusanalyse?

Diese Frage wird im Kapitel über ›*Formen rassistischer Diskriminierung*‹^{#2} diskutiert.¹

Was den Charakter des Rassismus anbelangt, so betrachten ihn sowohl Miles als auch Balibar als Ideologie. Daten zum ›systemischen Rassismus‹ (Feagin 2006) oder zum Verhältnis von ›Globalisierung und Rassismus‹ (Ginsburg 2004) genügen, um das als eingeeengte Sichtweise zu erkennen und der strukturellen Dimension des Rassismus gewahr zu werden. Damit ist es aber nicht getan. Soziale Strukturen sind gleichzeitig Bedingung und Resultat menschlichen Handelns. Rassismus muss deswegen als gesellschaftliche Beziehung verstanden werden, die entsprechende soziale Charaktere erzeugt, einander gegenüberstellt und durch deren Handeln aufrechterhalten und reproduziert wird. Diese Problematik behandelt das Kapitel über ›*Rassismus als soziales Verhältnis*‹.^{#1}

Rassismen unterscheiden sich unter anderem dadurch, dass sie nach außen oder ins Innere der Gesellschaft gerichtet sind, sich auf religiöse oder rassistische Konstruktionen berufen oder sich gegen indigene Bevölkerungen richten beziehungsweise versklavte oder eingewanderte Unterschichten betreffen. Sie unterscheiden sich auch nach ihrem kulturellen Umfeld und dessen Geschichte. Die ›deutschen‹ Dimensionen rassistischer Diskriminierung sind Gegenstand des Kapitels über ›*Rassismen made in Germany*‹.^{#3}

Ebenso wenig wie Rassismus ist Antirassismus ein unumstrittenes Thema. Das betrifft nicht nur dessen historische Reichweite, die Anzahl seiner Akteure oder die Ausrichtung seiner Argumente und Aktionen. Dazu rechnet auch die Auseinandersetzung mit heutzutage allgegenwärtigen offiziellen Antirassismen, die nicht selten als Staatsraison auftreten. Außerdem ist behauptet worden, dass »Antirassisten oftmals

1 Hochgestellte Hashtags# mit zusätzlicher Kapitelangabe dienen im Verlauf des gesamten Textes als Querverweise, um das Auffinden vernetzter Argumente zu erleichtern.

Rassismus eingesetzt haben, um ihr Vorhaben abzusichern und weiterzuentwickeln« (Barkan 2000, 3). In diesen Kontext gehören auch Fragen danach, ob Rassismus wechselseitig sein kann oder ob nur Weiße rassistisch handeln könnten. Solche und weitere Probleme stehen im Kapitel über ›*Antirassismus*‹ zur Debatte.^{#4}